

# Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 31. März.

### Der Mensch ist bald vergessen.

Der Mensch ist bald vergessen,  
Der Mensch vergißt so bald,  
Der Mensch hat nichts beifessen,  
Er starb jung oder alt.

Der Mensch ist bald vergessen,  
Nur Gott vergißt uns nicht,  
Hat unser Herz erweisen,  
Wenn es in Schmerzen bricht.

Wir steigen im Gebete  
Zu ihm wie aus dem Tode,  
Sein Hauch, der uns umweht,  
Thut unserm Herzen not.

Uchim von Urntm.



Aller Anfang ist schwer. Nach dem Gemälde von E. Rau.  
[Photographie und Verlag von J. J. Neumann, Neudamm.]

### Durch die Brandung.

[Schluß.]      Novelle von W. Lindhé.      [Nachdr. verb.]

Als der Assessor die Besinnung wieder erlangte, war es ihm, als habe er geschlafen; er fühlte sich so matt und zerschlagen, so elend zu Mute. Etwas Warmes rieselte ihm übers Gesicht — es war Blut aus einer Streifwunde an der Schläfe. Henrik kniete neben ihm und küßte ihm weinend die Hände.

Der Regen fiel in Strömen, Blitze zuckten, und die Wellen brachen sich in schäumender Wut an den Klippen; das Brüllen und Tosen des Meeres mischte sich mit dem Getöse des Donners, der Schlag auf Schlag folgte.

Der Assessor war niemals Zeuge eines solchen Zornesausbruchs der Natur gewesen — hatte niemals so Auge in Auge mit ihr gestanden, und er fühlte, wie schwach und ohnmächtig er dem gegenüber sei. Er drückte den Knaben an sich, und auch er weinte, lindernde, heilende Thränen, wie er sie in seinem ganzen früheren Leben nie geweint hatte.

Allmählich kehrten seine Kräfte zurück; er sei nicht gefährlich verletzt, das glaubte er wenigstens, nur erschöpft von der übergroßen Anstrengung. Wie den Knaben schützen, bis der Morgen anbrach, und Rettung kommen konnte? Er hatte keinen Gedanken für irgend etwas anderes.

Sich beim Schein der Blitze vorwärts tastend, gelangte er endlich an einen vorspringenden Felsblock, der Schutz gewährte. Mit Hilfe einiger losen Steine errichtete er eine kleine Ringmauer um denselben, und als er darauf dem Knaben geholfen, die nassen Kleider auszuziehen, sie ausgerungen und ihm dieselben wieder angezogen hatte, nahm er dasselbe Experiment mit seinen eigenen Kleidern vor — dann krochen sie so tief in die Felspalte hinein, wie dies nur möglich war, und schmiegt sich fest an einander an.

Der Knabe konnte sich nach den überstandenen Strapazen nicht wach halten, sondern schlief ein, durchnäßt, wie er war, und der Vater wachte über ihn voll Angst und Sorge, indem er daran dachte, wie lange sie hier vielleicht liegen müßten, und wie es möglich war, daß er sein Kind gerettet habe, um es später von einer tödlichen Krankheit hinweggerafft zu sehen. — Am vorhergehenden Abend hatte er im Begriff gestanden,

seiner Gattin das Leben zu nehmen. Er wußte, daß er sich in der Gemüthsverfassung befunden habe, in der die meisten unüberlegten Morde begangen werden.

Noch einen Augenblick, und der Richter hätte auf der Anklagebank gesessen.

Als er mit der einen Hand seine Frau am Handgelenk ergriff, hatte er die andere schon erhoben, um sie zu erdroffeln. Er wußte nicht, wie es gekommen war, aber der Gedanke war in ihm aufgestiegen, und war derselbe nicht ebenso sündhaft wie die That? Und wäre es ein unüberlegter Mord gewesen? Wenn er vor den Schranken gestanden hätte, würde er dann nicht — wenn er vollkommen gewissenhaft gewesen wäre — haben bekennen müssen, daß er mehr als einmal gedacht: „Sie, nur sie steht meinem Glück im Wege, wäre sie nicht, würde ich das Ziel meiner Wünsche erreichen.“

Und vor einigen Stunden? Wenn er mit sich selber ins Gericht ginge, müßte er dann nicht bekennen, daß er hinausgeschickt war, um seinem Leben ein Ende zu machen? Es war nur der Knabe, der sich dazwischen gestellt — vielleicht auch ein geheimer, unerklärlicher Selbsterhaltungstrieb. Aber später? Wie hatte er um dieses Leben gekämpft und gerungen, das ihm so wertlos erschienen war!

Jetzt, wo er, sein Kind fest an sich gedrückt, dasaß, erschien ihm alles verändert. Das, was ihm vor kurzem alles gewesen war, im Himmel und auf Erden, das war zertrümmert und zerschellt, wie die „Arab“, die ihm so lieb gewesen war.

Es gab ja so vieles, für das er zu leben hatte, so vieles, was nachgeholt, und noch mehr, was gut gemacht werden mußte. Was bedeutete das Glück des Individuums gegenüber dem großen Ganzen, und müßte das Glück nicht diesem Ganzen geopfert werden, oder dem, was wahr und recht ist, und was die Menschheit fördern kann, und sei es nur um Haarsbreite. Es war ihm, als sei er nach langer Krankheit genesen, oder als habe er sein Augenlicht wieder bekommen, nachdem er blind gewesen war.

Inmitten Nacht und Finsternis erschien das Leben ihm so licht, so lieb und wertvoll, wie nie zuvor. Er würde jetzt mit frischen Kräften ansetzen — wenn der Herr es gestatte, wenn er ihm in seiner Barmherzigkeit eine Gnadenfrist geben wolle. Und wenn nicht? Was kein Mensch wußte — das wußte der Allgütige, und durch das Sturmesbrausen stieg das Gebet des Neuvollen zu seinem Thron empor.

Das Unwetter zog vorüber, so rasch, wie es gekommen war, und gegen Morgen legten sich dann die aufgeregten Wellen.

Henrik war aufgewacht, und der Vater hieß ihm, auf und ab zu gehen, um sich warm zu halten. Er selbst spähte nach einem Fahrzeug aus.

In weiter Ferne sah er mehrere, aber sie verfolgten einen anderen Kurs.

Daß er sehr unruhig war, ließ er sich nicht merken, auch nicht wie schwer es ihm wurde, sich aufrecht zu halten — bald fieberheiß und bald vor Kälte erschauernd. Er scherzte mit dem Knaben, spielte den Robinson und rang mit ihm, um seinen Mut aufrecht zu erhalten, während sein eigener mehr und mehr im Schwinden begriffen war.

Im Laufe des Vormittags näherte sich ein Fahrzeug. Am Strande lag ein Ruder, von den Wellen hin- und hergeworfen — wahrscheinlich das, an dem Henrik sich festgehalten hatte. Es gelang dem Assessor, sich desselben zu bemächtigen, und nun hießte er die Notflotte: Ein Fackel, ein Halsuch und ein Taschenuch zusammengebunden.

Man hatte es vom Schiffe aus bemerkt! Es änderte den Kurs und steuerte dem Felsenriff zu. Die Sonne brach dann und wann durch die zerrissenen und vorübereilenden Wolken, die sich mehr und mehr zerteilten, und die See lag stahlgrau da, hier und dort einen goldigen Schimmer zeigend, wenn ein Sonnenstrahl auf dieselbe fiel.

Die Wellen schlugen leise gegen die Felsen, aber das Meer war noch nicht zur Ruhe gekommen — dumpf rauschend ließ es seine gewaltige Stimme vernehmen, während ein jubelndes Dankgefühl das Herz des Assessors erfüllte.

## XVI.

Es war Ende September. Der Frost war früh gekommen und hatte die Blumenpracht in den Gärten mit rauher Hand vernichtet; das Laub der Bäume hatte seine grüne Farbe verloren. Es hatte den Anschein, als wollte der Herbst schon jetzt seinen Einzug halten.

Die Eisenbahn, die Henrik angelegt hatte, war vom Regen hinweggespült, und das ungebundene Spiel hatte dem Schulzwang weichen müssen.

Das nächtliche Abenteuer hatte für den Knaben durchaus keine schlimmen Folgen gehabt, aber der Assessor wurde auf das Krankenlager geworfen, er schien dem Tode nahe. Mit dem Aufgebot seiner gesamten Willenskraft war er nach Hause gelangt. Hier angekommen, war er zusammengebrochen, er war hilfloser als ein Kind.

Seitdem hatten zwei Aerzte, die täglich mehrmals kamen, ihn behandelt. Sie hatten eine Gehirnentzündung konstatiert.

Die starke Konstitution des Kranken war völlig erschüttert und die Hoffnung auf Wiederherstellung war daher eine äußerst geringe.

Es war Henrik, der der Mutter, der Tante und wer es nur sonst irgend hören wollte, erzählen mußte — und das that er gern — immer und immer wieder — wie er es gewesen, der zuerst die häßlichen Wolken bemerkt habe, und daß der Vater ihn nicht gehört, sondern dageessen habe, als ob er schlafe; als er, Henrik, aber zum zweiten Male gerufen, habe er endlich verwirrt hingeblickt und dann eiligt die Segel gerefft, wie sie dann einigermaßen Schutz gefunden und die Notflotte geholt u. s. w. — bis zu dem Zeitpunkt, da das fremde Schiff angelegt, sie aufgenommen und gerettet habe. Es war ein Abenteuer, das der Junge erlebt hatte, und in dem er der Held gewesen war — ein Robinsonade, der er sich sein Leben lang freudig erinnern würde — wenn das Erlebnis nur nicht so traurige Folgen gehabt hätte.

Es war still im Hause, so still, als habe der Tod schon seinen Einzug hier gehalten. Alle Gedanken, alle Interessen konzentrierten sich einzig und allein um den Kranken. Das rege Leben und bunte Treiben außerhalb des Hauses erschien seinen Injassen so fern, so unwirklich, als sei es überhaupt nicht vorhanden.

Es war Paula, die am Krankenbett wachte, von einer Wärterin unterstützt. Olga that nichts, als weinen oder im Hause umherirren, sich beklagend und in hilflosem Schmerz die Hände ringend. Menschen mögen sich zu einander gestellt haben, wie es auch sei, wenn die Stunde der Trennung schlägt, tritt es erst zu Tage, wie stark das Band gewesen, das sie mit einander verknüpft hat.

Als Olga aus dem Zimmer ihres Vaters floh, in dem Glauben, er wolle sie schlagen — mehr argwöhnte sie nicht — eilte sie zu Paula, denn sie wagte nicht allein zu sein, weil sie befürchtete, er könne nachkommen. Kindisch, bedauerenswürdig, wie ihre Klagen waren, mit so viel Kleinlichem und Unbedeutendem untermischt, wurde Paula doch davon zur Teilnahme angeregt.

In jener Stunde kamen die beiden Frauen einander näher, mehr als sie es jemals für möglich gehalten. Die Schwester wollte mit dem Bruder sprechen, das nahm sie sich vor, aber vieles war seitdem geschehen.

Daß Jeder sich am folgenden Tage nicht sehen ließ, weder zum Frühstück, Mittagessen oder Abendbrot, das überraschte Olga nicht, denn es war nichts Ungewöhnliches, und er schämte sich wohl seiner Festigkeit, meinte sie, und wolle den Eindruck davon sich erst verwischen lassen; als aber auch Henrik vermisst wurde und die „Arab“ nicht an dem gewöhnlichen Plage lag, blieb nicht der geringste Zweifel mehr übrig, daß Vater und Sohn sich auf das Meer begeben hatten. Dann brach das Unwetter in seiner entsetzlichen Festigkeit los.

Olga fürchtete sich wie unsinnig im Gewitter, aber in den Gedanken an die eigene Gefahr mischte sich die Angst um die Abwesenden Paula suchte sie zu trösten und zu beruhigen, obwohl sie vor Verzweiflung außer sich war. — Henrik auch! Das Kind! Daß es entgelten sollte, ging ihr tief zu Herzen und raubte vollends ihre Ruhe.

Das ganze Haus war in Aufregung, niemand konnte schlafen. Selbst als das Unwetter sich schon gelegt hatte, kam man nicht zur Ruhe und Besinnung. Anton, der Knecht, wurde in kurzen Zwischenräumen an den Hafen geschickt, um nach der „Arab“ auszublicken.

Am Morgen sprach man in der Stadt von verschiedenen Unglücksfällen, die sich während der Nacht auf der See ereignet hatten, aber die ganze Stadt sprach doch hauptsächlich von Assessor Steen. Man nahm allgemein ohne jeden Zweifel an, daß er verunglückt sei.

Im Nu waren seine vielen Eigenheiten, alle seine Fehler ans Licht gezogen, auch einige seiner Verdienste wurden besprochen. Ein jeder verfaßte sozusagen einen Nekrolog über ihn, kritisierte sein ganzes vergangenes Leben, all sein Thun und Lassen.

Dann eilte die Kunde von seiner Rettung wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und allerlei Kommentare wurden dazu gemacht. Man sprach von seiner Tollkühnheit, von der Unverantwortlichkeit, den Knaben mitzunehmen und so weiter. Es hatte den Anschein, als fühle man sich ein wenig enttäuscht, weil

Das Abenteuer einen so glücklichen Ausgang genommen hatte. Dann vergaß man ihn und jeder ging seinen Geschäften nach, bis die lebensgefährliche Krankheit des Assessors ihn von neuem in Erinnerung brachte. Es sei doch schade um einen so tüchtigen Mann — das war der Refrain.

Er selbst lag bewußtlos oder in wilden Fieberphantasien da, mit jemandem Sprechend, der weit, weit von hier war; zärtliche Worte der Sehnsucht flossen von seinen Lippen, oder auch weinte er vor Verzweiflung, weil er jemanden ermordet habe. Bald war es nur ein junges Vöglein — dann wieder war es Henrik oder Gerda. Mitunter glaubte er auch, auf dem Meere zu sein, mit Sturm und Wellen kämpfend, bis er erschöpft in die Riffen zurückfiel, selbst ein Wrack auf dem Ozean des Lebens. Von seiner Frau sprach er niemals in seinen Fieberphantasien — es war, als habe sie nie existiert.

Eine Krisis stehe bevor, hatten die Aerzte gesagt — ob zum Besseren, sei ungewiß — einer von ihnen machte die Nacht mit Paula zusammen bei dem Kranken. Olga blieb im Zimmer nebenan, halb angekleidet, ohne einen Gedanken daran, wie sie aussehe, das Haar in Unordnung, der Anzug zerfnittert.

Henrik schloß, den Kopf in ihrem Schoße — er hatte sich nicht zu Bett bringen lassen wollen. Ab und zu strich sie mit der Hand über sein dunkellockiges Haar, während Thräne auf Thräne über ihre bleichen Wangen rollten. — Gegen morgen kam Paula leise ins Zimmer geschlichen. Olga wagte nicht zu fragen, sie erhob sich, zitternd von Kopf bis zu Fuß; als Paula aber so nahe war, daß sie bei der schwachen Beleuchtung den Ausdruck ihres Gesichts sehen konnte, begriff sie, daß die Gefahr überstanden sei, und warf sich an ihre Brust. Beide weinten, als sei jetzt erst recht alle Hoffnung aus. Die Genesung schritt äußerst langsam voran, aber es ging vorwärts,

wenn auch mit kleinen Rückfällen ins Fieber und mit großer Schwäche. — Bleich und abgezehrt, aber mit zufriedenerm Gesichtsausdruck lag der Assessor auf seinem Lager. Wer dem Tode ins Auge geschaut, weiß erst recht, was das Leben wert ist. Er lag ganz still da, seines vergangenen Lebens gedenkend oder Pläne für die Zukunft machend. Henrik mußte immer um ihn sein. Der Knabe saß still mit seinem Spiele da, und der Vater wurde nie müde, ihm zuzusehen, wie er aus Baumrinde kleine Boote schnitzte, Häuser baute, oder Räder für seine Miniaturmaschinen verfertigte. Ein ganzer Mann sollte aus dem Jungen werden, und er wollte nur noch leben, um das Seinige dazu beizutragen.

Gegen seine Frau war er freundlich, fast zärtlich geworden. Sie lieben konnte er nicht, auch war ein gegenseitiges Verständnis ausgeschlossen — aber — er erinnerte sich der Worte Walborgs: Je mehr einem Menschen auferlegt wird, um so mehr soll er tragen, dulden und leiden können — diese Worte sollten ihm Gesetz sein. Und — dachte er weiter — geht man nur selber mit gutem Beispiel voran, so zieht man wohl auch den Genossen mit, wenn man ihn nur nicht aufgibt.

Während seiner Krankheit war eine Riste aus Rom angekommen, die unter der herrschenden Verwirrung beiseite gestellt worden war. Henrik entdeckte sie eines Tages und erzählte dem Vater davon. Ob er sie hereintragen solle? Er

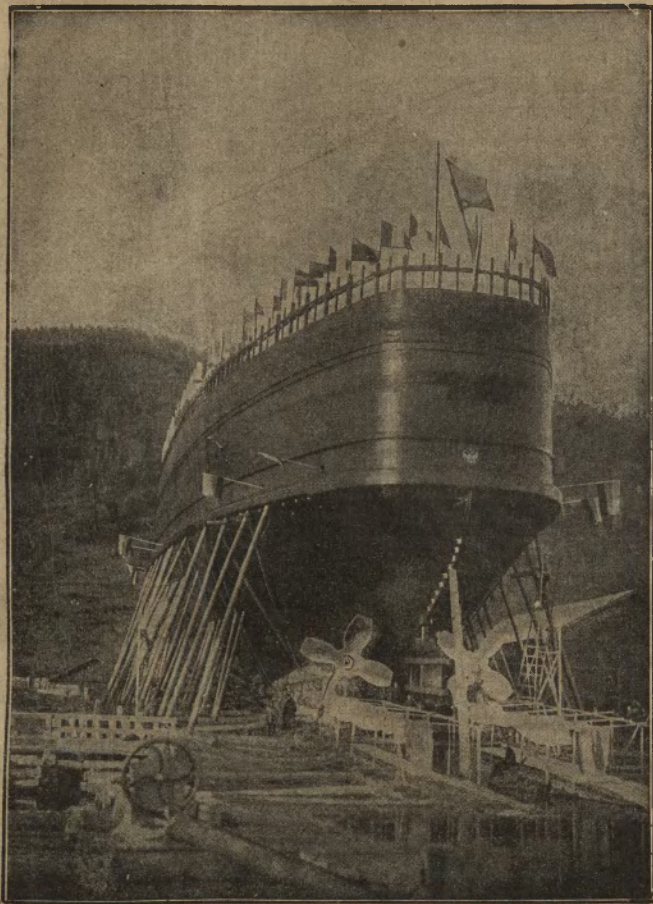
könne das recht gut. Und so kam er mit derselben angekleidet. — Der Assessor lag völlig angekleidet auf dem Sofa. Er wußte gleich, daß es das Bild sei, das Walborg ihm versprochen hatte, und er freute sich, daß niemand als nur Henrik zugegen war, als die Riste geöffnet wurde — es war dies die erste Arbeit, die er als Genesener vornahm.

Mit einem der Ehrerbietung ähnlichen Gefühle entfernte er die letzte Umhüllung von dem Bilde — es war, wie er gedacht — die beiden Alten auf der Bank unter dem Baum — bei „Sonnenuntergang“, wie sie das Bild benannt hatte. Es waren nicht seine, nicht ihre Züge, aber er verstand den Sinn. Sie würden einander eines Tages wiedersehen, wenn die Jahre ihr Haar gebleicht, das Blut in ihren Adern sich abgekühlt haben würde, und sie würden sich in Freuden wiedersehen — ohne Reue — dem Herrn sei Dank! — Sie vermiffen würde er immer, nie sie vergessen; denn möge man auch den vergessen, mit dem man Freud' und Glück geteilt, so vergißt man doch niemals den, um dessen willen man gelitten hat — aber er würde ohne Bitterkeit vermiffen, ohne Gewissensbisse ihrer gedenken können.

Die Oktobersonne schien durchs Fenster, die Späzen zwitscherten vor demselben; die Bäume und Sträucher waren mit Reif bedeckt, und alles sah frisch und strahlend aus. Bald würde er als Genesener seine Arbeit wieder aufnehmen können. Er sehnte sich darnach und fühlte, wie Kraft und Mut ihm zurückkehrten — aber vor allem war er von Dank erfüllt. — Selbst seiner Vergehen hatte der Herr sich als Mittel bedient, ihn durch die Brandung an sich zu ziehen — und wie der Tod ihn gelehrt hatte, zu leben, so sollte das Leben ihn lehren, zu sterben.



Das Goethe-Denkmal in Wien.



Ein neuer Eishrecher für den Baikalsee.



Graf von Gözen  
der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

## — Die Weide. —

Eine Ostergeschichte von A. Fromm.

[Nachdruck verboten.]

Am einem silberhellen Dache stand auf einer grünen Wiese ganz vereinzelt eine Weide, die einen so niedrigen Stamm hatte, daß auch die Kleinsten hinaufreichen konnten. Und so waren Fritz und Rose, die Kinder von zwei Hofbesitzern, am Palmsonntage schon ganz früh hinausgegangen, um mit Weidenkätzchen besetzte Zweige zu pflücken, die in unserer Heimat die Stelle der Palmen vertreten und ganz besonders wohlthätige Kräfte haben. Als Rose zum erstenmal mitging, war sie noch so klein, daß der größere und ältere Kamerad die Zweige für sie herabziehen und abbrechen mußte.

„Weißt Du,“ sagte er nach vollendetem Geschäft und stellte sich breitbeinig vor sie hin, „ich brauche Dir die Palmen gar nicht zu geben. Der Baum steht auf unserem Grund und Boden, sagt der Vater. Die Palmen gehören uns.“

Die Kleine, die sich ihres Schatzes beraubt sah, verzog das Mäulchen zum Weinen und ließ einen Zipfel der Schürze, in der sie die Palmen hielt, hinabgleiten, um die Hand an die überquellenden Augen zu führen. Das rührte Fritz.

„Ich habe ja bloß gespaßt,“ lachte er, „behalte die Palmen und da, da gebe ich Dir noch ein paar schöne zu.“ Dann wanderten sie einträchtig Hand in Hand zum Dorfe zurück und verabredeten, daß sie am nächsten Palmsonntag wieder zusammen Palmen pflücken wollten.

Sie hielten es Jahr für Jahr so, aber Fritz wagte es bald nicht mehr, Rose zu nicken. Als er nicht gar lange nach jenem ersten Male wieder eine ähnliche Anspielung machte, lachte sie ihm ins Gesicht und sagte: „Dummer Junge, ich pflücke meine Palmen wo ich will.“ So sehr sie noch Kind war, so fühlte sie doch, daß sie in ihrem hübschen Gesicht, ihrer Zierlichkeit und Zungengewandtheit eine Ueberlegenheit besaß, gegen welche der etwas unbeholfene Fritz nicht aufkam. Wenn ihr Verkehr sich mit der Zeit auch ein wenig lockerte, so trafen sie sich doch alljährlich am Palmsonntag früh unter der Weide, bis sie erwachsen waren und Fritz fortgehen mußte, um seiner Militärpflicht zu genügen. Als er zurückkam, hatten Rosens Eltern das Mädchen zu einer in einer Stadt lebenden Tante geschickt, damit es dort einige häusliche Künste lerne, für die es in dem Dorfe keine Lehrmeisterin gab. Rose blieb über ein Jahr fort, und so war mancher Palmsonntag vergangen, ohne daß die beiden zusammen Palmen gepflückt hätten.

Sie kam im Herbst zurück, hübscher, zierlicher denn je, und, wie es schien, ihrer Ueberlegenheit über andere mehr denn je bewußt. Wenigstens dachte Fritz so. Er hatte gemeint, ihr imponieren zu können, denn er war mit den Jahren männlicher, sein Auftreten sicherer geworden, und er fühlte sich ein wenig, da er seit einiger Zeit an Stelle des tränkenden Vaters die Besorgung fast selbstständig bewirtschaftete. Aber Rose hatte bei der ersten Begegnung nur ein flüchtiges Kopfnicken für ihn und wußte ihn, wie alle anderen, fernzuhalten. Bisweilen freilich sah sie ihn auf eine eigene Art an, als erwartete sie etwas von ihm, aber er hütete sich, sich ihr zu nähern, um vielleicht nur mit einem übermütigen Scherz abgefertigt zu werden. Dazu war er zu gut, dachte er; und er setzte seinerseits den Kopf auf und versuchte ebenso trotzig und übermütig auszuweichen wie sie, wenn er ihr begegnete.

So war der Winter hingegangen, und der Frühling nahte. Am Tage vor Palmsonntag schlenderte Fritz den Feldweg entlang, der an der Weide vorbeiführte. Von dem andern Ende des Weges her kam Rose und blieb vor dem Baume stehen. Er wäre ihr überall ungerne begegnet, nirgends so sehr, wie hier, aber was sollte er thun. Umkehren konnte er nicht, das hätte lächerlich ausgesehen, da sie ihn schon bemerkt hatte. Er wollte mit einem möglichst gleichgültigen Gesicht an ihr vorübergehen, aber sie redete ihn an, und zwar ganz freundlich.

„Der Weidenbaum hat recht schöne, große Palmen,“ sagte sie, „da können wir morgen hübsche Sträuße schneiden.“

Der unbefangene und zuversichtliche Ton verdroß ihn. „Ei,“ sagte er spöttisch und seine Mütze abnehmend, „das ist ja eine hohe Ehre für uns, daß Du von unsern Palmen pflücken willst. Ich glaube, sie wären längst nicht mehr gut genug für Dich.“

Sie warf ihm über die Achsel weg einen geringschätzigen Blick zu. „Du brauchst es gar nicht so zu betonen, daß der Baum Euer ist,“ sagte sie. „Meinst Du, ich bin noch das kleine Kind von ehemals, das sich von Dir schrecken ließ? Behalte Deine Palmen, ich will sie gar nicht haben. Es giebt überall genug andere,“ damit ging sie fort.

„Du sollst sie auch nicht haben! Nie mehr, hörst Du?“ schrie er ihr grimmig nach und rannte auf dem entgegengesetzten Wege nach Hause.

Sie hatte seine Worte wohl vernommen, aber nicht die leiseste Bewegung verriet, daß sie irgend welchen Eindruck auf sie machten. Erst wo der Weg eine Biegung machte, blieb sie stehen und sah sich nach Fritz um. Der rannte noch immer, die Mütze tief ins Gesicht gedrückt. Rose sah ein Weilchen nachdenklich vor sich hin, dann lachte sie leise und ging weiter.

Am folgenden Morgen stand sie früher als gewöhnlich auf und schickte sich an, auszugehen. „Wo willst Du hin?“ fragte die Mutter. „Palmen pflücken,“ antwortete sie und die Mutter ließ sie gewähren.

Rose wanderte durch den klaren, sonnigen Morgen auf dem gewohnten Wege zum Weidenbaum hin. Sie wollte eher dort sein als Fritz, sie wollte ihre Palmen schneiden, ehe er kam, und ihn erwarten. Dann würde er, so gut wie sie, einsehen, daß ihr Streit von gestern eine kindische Thorheit war, und würde mit ihr darüber lachen. Sie sah unausgesetzt nach der Richtung hin, in welcher Fritz herankommen mußte, ihr lag so viel daran, ihn zu überraschen; und so sah sie nicht eher auf die Weide, als bis sie dicht davor stand. Dann aber —

Ja, wo war sie denn eigentlich? Sie sah rings umher — es war die richtige Stelle; sie rieb sich die Augen — sie war wach. Aber vor sich sah sie nicht die breite Krone mit ihren dicht mit Kätzchen besetzten Zweigen, die sie gestern noch berührt hatte; sie sah nichts als einen kurzen, kahlen Baumstumpf. Die Krone war abgehauen.

Das hatte er gethan! Das hatte er mit seinem „Nie mehr“ gemeint! Sie sah sich einen Augenblick wie wirr um, dann ließ sie das Gesicht in die Hände sinken und weinte bitterlich. Vor Zorn über sich selber, vor Scham und vor einem unendlich wehen, bitterem Gefühl, das sie noch nie gekannt hatte. Sie hatte es nie mit einem Menschen böse gemeint, und alle meinten es so gut mit ihr; es war die erste wirkliche Kränkung, die ihr widerfuhr, und sie schnitt ihr tief ins Herz. Sie weinte unaufhaltbar fort, unbekümmert, ob jemand sie in ihrer Demütigung und Trostlosigkeit sah.

Und es sah einer, er hatte schon auf der Lauer gelegen, als sie kam; und jetzt trat er leise und langsam näher mit einem Gesicht, das kaum geringeren Kummer verriet, als der ihre war. Sie hörte ihn nicht kommen und schreckte zusammen, als er leise ihren Arm berührte und mit beklommener Stimme sagte: „Ich wollte wahrhaftig, ich hätte mir lieber einen Finger abgehakt als den Baum, weil Du Dich so sehr darum grämst.“

Sie saßte sich schnell, so gut sie konnte; sie wandte den Kopf nicht nach ihm um und sagte so trotzig, wie das nicht zu unterdrückende Schluchzen es zuließ: „Du hättest gar nicht nötig gehabt, den Baum abzuhacken. Denn wenn Du mir damit sagen wolltest, daß Du alle Gedanken an unsere Kinderjahre längst abgehakt und ausgerissen hast — das wußte ich längst.“

Er sah sie verwundert an. „Das wußtest Du längst,“ sagte er langsam.

„Narwohl.“

„Und Du, woher?“

„Ich?“ Sie hielt den Kopf noch immer abgewandt und bohrte die Spitze ihres Schuhs in den Boden. „Ich habe gedacht, wir könnten doch noch gute Kameraden sein, wie wir als Kinder waren und — und —“

„Und darum warst Du immer so kurz angebunden und hast immer auf mich von oben herabgesehen.“

„Ich!“ Jetzt flog der Kopf herum, und die Augen blitzten ihn an. „Was konnte ich anderes thun, als warten? Konnte ich Dir einen Knix machen und sagen: Bitte, sei so gut und sprich' ein paar freundliche Worte mit mir.“

Er mußte wider Willen ein wenig lachen. In die Augen konnte er ihr nicht sehen, denn sie hatte sie wieder abgewandt und gesenkt, aber er nahm ihre Hand. Sie zuckte wohl ein wenig, um sich ihn zu entziehen, aber als er sie festhielt, blieb sie in der seinen, nicht ruhig; er fühlte, daß sie zitterte. Dann legte er seinen Arm um Rosens Schulter und zog ihren Kopf an seine Brust, und dann — dann küßten sie sich unter Thränen und Lachen; und das merkwürdigste war, daß sie gar nicht mehr an ihre alte Kinderfreundschaft dachten, an der ihnen doch eben erst so viel gelegen war.

„Der arme, schöne Baum!“ sagte Rose nach einer Weile und wuschte zu schmelzen.

„Er wird es schon überwinden,“ lachte Fritz glücklich. „Ich bin gewiß, wir werden noch Palmen von ihm pflücken, als ein geletztes Ehepaar. Für heute haben wir sie noch nicht verloren, die Krone liegt auf unserem Hof; komm mit.“

„Aber was werden Deine Eltern sagen, wenn ich in aller Frühe ankomme — und mit Dir?“

„Sie werden nicht erschrecken,“ beruhigte sie der glückliche Liebhaber, „die Mutter hat manches Mal gesagt: Du verlobst Dich noch einmal unter der Weide.“

Sie gingen schweigend, Hand in Hand, hin. Da tönte Glockengeläut aus der Ferne, und wie auf Verabredung standen sie still, die Hände fromm ineinanderfaltend, andachtsvoll und von dem süßen Gefühl ihres jungen Glückes durchschauert.

„Jetzt gehen wir unsere Palmen pflücken,“ jagte Fritz.



**Thorschels Pietas.** In Marmor ausgeführt in der Friedenskirche zu Potsdam.

## — Die Schule der Armut. —

Roman von Arthur Zapp.

[Nachdruck verboten.]

[Schluß.]

Nach einer Pause fuhr Franz Javer fort: „Weißt Du, wem ich begegnet bin, Hulda?“ — „Nun?“ — „Dem Forstmeister, dem Baron von Hauenthal!“ — „Ah!“ Und mit einem Anflug bitterer Ironie setzte Frau Hulda hinzu: „Er kannte Dich natürlich nicht, der vornehme Herr!“

Franz Javer schüttelte lächelnd mit dem Kopf.

„Im Gegenteile! Er schwenkte seinen Hut schon von weitem und kam mit der freundlichsten Miene auf mich zu, als wären wir in all der letzten Zeit die besten Freunde gewesen. Mein lieber Herr Javer, begrüßte er mich, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen freundschaftlichen Glückwunsch darbringe.“

Frau Javer sah ihren Gatten mit gespannten, erwartungsvollen Mienen an.

„Und Du, Franz?“

Franz Javer machte ein grimmißiges Gesicht.

„Ich, Hulda, ich sagte ihm — Herr Baron, sagte ich ihm, ich danke, ich brauche Ihren Glückwunsch nicht. Haben Sie mich damals nicht gekannt und haben mich wie einen Bettler vor der Thür abfertigen lassen, wie ich im Unglück war, so brauchen Sie mich auch jetzt nicht mehr zu kennen. Sehen Sie nur zu, daß Sie mir mein Geld wiedergeben, die achttausend Mark, und dann sind wir mit einander fertig. Adieu, Herr Baron! Und damit küßte ich so ganz von oben herab meinen Hut und ließ ihn stehen. Das verblüßte Gesicht hättest Du nur sehen sollen, Hulda!“

Franz Javer rieb sich noch im Nachgefühl der Genugthuung, die er sich dem Baron gegenüber bereitet hatte, vergnügt die Hände. Frau Hulda aber brach in den unwillkürlichen Bewunderungsausruß aus: „Das hätte ich Dir gar nicht zugeτραut, Franz!“

Franz Javer zeigte eine beschämte und ein wenig gekränkte Miene.

„Hältst Du mich immer noch für den alten Esel, Hulda? Ein bißchen habe ich schon gelernt in den Tagen des Unglücks. Und sowie der Baron, so haben auch die anderen gegen mich gehandelt. Als ich mein Geld verloren hatte und ein armer Teufel geworden war und nichts bedeutete für sie, da haben sie an mir vorbeigesehen und haben gethan, als ob ich ihnen total aus dem Gedächtnis gekommen wäre, der Postdirektor sowohl wie der Herr Amtsrichter und der Herr Doktor. Der einzige, der wirkliches Gefühl für mich bewiesen hat, ist mein alter Vetter Ferdinand. Du hättest ihn nur sehen sollen, als ich ihn gestern besuchte, wie zurückhaltend, wie er förmlich beklommen war, daß ich nur ja nicht etwa denken sollte, er wollte sich an mich heranzumachen, nun, da ich wieder zu Vermögen gekommen war. Ein närrischer Kauz, aber eine gute, treue alte Seele!“

Franz Javers Stimme hatte mit einem Male einen belegten, heiseren Klang angenommen und seine Augen schimmerten in feuchtem Glanz. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Und da Fritz seine Eltern nächstens nach Berlin kommen lassen will, so sehe ich nicht ein, warum wir wieder zurück sollten nach der Stadt, wo wir doch dann keinen einzigen wahren Freund mehr besitzen und wo wir so trübe Tage erlebt, so bittere Erfahrungen gemacht haben.“

Frau Hulda's gutmütige blaue Augen leuchteten freudig auf.

„Das sage ich auch, Franz!“ rief sie froh. „Wozu wieder übersiedeln in Verhältnisse, die uns fremd geworden sind, während wir uns hier bereits eingelebt haben. Bleiben wir also in Berlin!“

Franz Javer schlug entschlossen in die Hand ein, die ihm seine Frau entgegenstreckte.

„Du hast recht, Hulda! Bleiben wir in Berlin! In der Hauptstadt lebt man als Rentier doch viel schöner als in dem langweiligen kleinen Provinznest.“

Ueber Frau Hulda's freundliche Züge glitt auf einmal wieder ein trübender Schatten.

„Also Du hast die Absicht,“ fragte sie, „Dich wieder zur Ruhe zu setzen, als Rentier zu leben?“

„Was sollte ich denn sonst thun, Hulda?“

Frau Javer neigte sich zu ihrem Gatten hinüber und legte, wie sie es immer that, wenn sie etwas eindringlich und ernst mit ihm besprechen wollte, den Arm um seine Schulter.

„Lieber Franz“, hob sie an, „denke einmal zurück, wie es

war, als Du damals Dein Geschäft aufgabst und nun müßig von Deinen Renten lebstest! Unzufrieden warst Du, ewig mürrisch, verdrießlich. Du fühltest Dich nicht wohl, nichts bekam Dir. Bald klagtest Du über den Magen, bald über etwas anderes. Dir fehlte immer was, und weißt Du, was es war, das Dir fehlte? Die Thätigkeit! Wenn ich denke, es soll wieder so

werden, so schaudert es mich, Franz. Du warst damals ein furchtbarer, unausstehlicher Nörgelpeter.“

„Ja, was soll ich denn anfangen?“ seufzte Franz Javer.

Frau Hulda antwortete nicht, sondern fuhr, während ihr der Eifer die Wangen röthete, fort: „Dagegen vergegenwärtige Dir einmal, Franz, wie Du Dich hier in Deiner Stellung als Bau-schreiber wohl gefühlt hast, als Du Dich erst an die neue Thätigkeit und an die neuen Verhältnisse gewöhnt hättest! Immer Appetit, immer gute Laune, voll Zufriedenheit, frisch und gesund! Das war der Segen der Arbeit.“

„Ja, liebe Hulda, ich kann doch nicht wieder Bau-schreiber werden.“

„Bau-schreiber? Nein! Mit hundertfünfzigtausend Mark Vermögen hat man nicht nötig, einen so schlecht bezoldeten Posten anzunehmen. Aber was hindert Dich denn, Franz, Dich wieder zu etablieren, wieder Maurermeister zu werden, ein Baugeschäft zu eröffnen?“

Frau Hulda sah ihrem Gatten herausfordernd, ermutigend, anfeuernd in die Augen. Franz Javer aber kratzte sich verlegen, kleinmütig hinter dem Ohr.

„Hier in Berlin, Hulda? Offen gestanden, dazu habe ich nicht den Mut. Ich kenne das Berliner Geschäft doch noch zu wenig. Man hat doch nicht mehr die jugendliche Kraft und Unternehmungslust. Die Geschichte könnte am Ende schief gehen.“

Frau Hulda lächelte.

„Allein freilich,“ sagte sie, „würde ich Dir ja auch nicht raten, Dich in Berlin zu etablieren, wo die Konkurrenz viel schärfer und das geschäftliche Leben viel abwechslungsreicher und komplizierter ist. Du brauchtest eine junge, frische Kraft, die mit dem Berliner Baugeschäft vertrauter ist und auf die Du Dich stützen könntest.“

„Ja, wo eine solche Kraft finden, Hulda?“

Frau Hulda lächelte abermals, aber sie hatte noch nicht geantwortet, als draußen auf dem Korridor plötzlich elastische Schritte hörbar wurden und gleich darauf Hellmuth ins Zimmer stürmte.

„Da bist Du ja schon, Papa!“ rief er. Dann die noch auf dem Tisch liegenden Banknoten erblickend, brach er in den Bewunderungsausruß aus: „Herrgott, der viele Mammon! Wie viel ist's denn, Papa?“

„Hundertfünfzigtausend Mark! Nun kannst Du wieder eintreten, nun kannst Du wieder zu Deinem Regiment zurückkehren und den Offiziersrock anziehen.“

Doch Hellmuth machte ein bedenkliches Gesicht.

„Das ist nicht so einfach, Papa,“ erklärte er. „Ich bin mit schlichtem Abschied entlassen, das heißt, ich habe meine Offizierscharge verloren und bin für unwürdig erklärt, das Portepee zu tragen. Ich müßte wieder von vorn als Gemeiner anfangen und müßte zuerst ein Immediatgesuch einreichen.“

Franz Javer blickte überrascht auf. Doch noch ehe er eine Ansicht geäußert hatte, fuhr Hellmuth, während sich über sein Gesicht ein finsterner Schatten breitete, fort: „Weißt Du, Papa, eigentlich habe ich gar keine Lust wieder einzutreten. Wenn ich noch daran denke, wie sie mich behandelt haben, wie — einen Ausfägigen!“

„Was willst Du denn nun aber beginnen, Hellmuth?“ fragte der Vater.

„Ich?“ Ein Gemisch von Verlegenheit und freudiger Entschlossenheit malte sich in den Zügen des Jünglings. „Da Ihr doch alle in der Familie, Du und Vetter Fritz und Onkel Ferdinand, Baumenschen seid, so möchte ich in Eure Fußtapfen treten und zunächst die Gewerbeakademie besuchen, wenn Du nichts dagegen hast, Papa.“

Franz Javer fuhr sehr angenehm überrascht von seinem Stuhl auf, aber er hatte noch nicht Zeit gehabt, seiner Freude und seiner Zustimmung Ausdruck zu geben, als plötzlich das Geläut der Flurklingel grell hereinlang.

Man hörte Dora, die in letzter Zeit immer viel allein in ihrem Stübchen saß, öffnen. Ein paar Sekunden später trat sie ein, einen Brief in der Hand.

„Von Fritz,“ sagte sie.

„Von Fritz?“ rief Franz Javer erstaunt, den Brief nehmend. „Warum kommt denn der nicht selbst?“

Er öffnete und las den Inhalt des Schreibens laut vor.

„Lieber Onkel!

Du wirst nun schon, einen großen Teil deines Vermögens wieder im Besitz, zurückgekehrt sein. Verzeihe, wenn ich Dir und den lieben Deinen meinen Glückwunsch schriftlich ausspreche. Ein Unwohlsein und dringende Arbeiten für's Geschäft hindern mich, zu Euch zu eilen. Da Du immer davon gesprochen hast, daß Ihr wieder in die Heimat übersiedeln werdet,

so nehme ich an, daß Ihr schon in den nächsten Tagen Berlin den Rücken kehrt. In den alten Verhältnissen werdet Ihr Euch bald wieder wohl und glücklich fühlen, und die böse Berliner Zeit wird wie ein häßlicher Traum hinter Euch liegen. Inzwischen wird Euch die Auflösung Eures hiesigen Haushaltes und die Vorbereitung der Uebersiedelung viel Aufregung und Arbeit verursachen. Da will ich nicht stören. Sei doch so freundlich und teile mir Tag und Stunde Eurer Abreise mit, damit ich doch wenigstens nach dem Bahnhof kommen und Euch ein letztes Lebewohl sagen kann.

Mit herzlichem Gruß an Euch alle

Dein Neffe Fritz."

Franz Jauer warf den Brief mit einer ärgerlichen Gebärde auf den Tisch.

"Was soll denn das bedeuten?" rief er dabei mit einer Miene der Enttäuschung. "Was fällt denn dem Fritz auf einmal ein? An das Unwohlsein glaube ich nicht. Die Arbeiten fürs Geschäft werden wohl auch nicht so ei —"

Das Wort erstarb ihm im Munde. Aus dem Hintergrunde des Zimmers erklang plötzlich ein ergreifender Laut. Es war Dora, die zur Thür hatte eilen wollen, aber nun auf halbem Wege in ein fassungsloses Weinen ausbrach.

Franz Jauer war im Nu bei ihr. Er war aufs tiefste bewegt. Er hatte seine Tochter nie so verzweifelt gesehen.

"Weine nicht, Dora!" tröstete er und strich ihr liebevoll die Wangen. "Freilich, das liest sich ja fast wie ein Absagebrief. Aber sei nur ruhig, ich —"

Er drehte sich nach dem Regulator, der über dem Sopha hing, herum: "Es ist erst sieben. Ich eile zu Fritz, ich will doch mal sehen —"

Eilfertige Geschäftigkeit kam über den Vater der Weinenden. Er kleidete sich zum Ausgehen an, schob eilig die Banknoten zusammen und verschloß sie in die Kommode. Dann machte er sich auf den Weg. Unten auf der Straße nahm er sich eine Droschke, um schneller an sein Ziel zu gelangen. Eine Viertelstunde später klopfte er an seines Neffen Thür.

Franz Jauer saß trübselig an seinem Tisch, von einer Arbeit war nichts zu sehen. Erschrocken fuhr er von seinem Stuhl auf, als er den Eintretenden erkannte.

"Du, Onkel!"

"Ja, ich. Da Du nicht zu mir kommst, muß ich mich ja wohl bequemem, zu Dir zu kommen. Sage mal, Fritz, rappelt's denn bei Dir?"

Fritz Jauer schlug betreten die Augen nieder; in seinen Mienen zuckte es schmerzlich.

"Ich verstehe Dich nicht, Onkel," stammelte er.

"Hast Du denn gar nicht an Dora gedacht?" fuhr der Ältere fort, sich ordentlich in eine Entrüstung hineinredend. "Mir ist doch, als hättest Du ihr vor einiger Zeit — es ist noch gar nicht so lange her — eine Erklärung gemacht, so etwas wie einen Heiratsantrag. Und nun schreibst Du uns einen Brief, einen richtigen Abschiedsbrief, als wenn Du die Absicht hättest, uns nie wieder unter die Augen zu treten."

Der Atem des jungen Mannes ging gepreßt, und wie ein Verzweiflungsruf kam es aus seiner Brust heraus: "Ihr geht doch nun wieder fort und alles wird sein wie es früher war. Du bist nun wieder reich und Du wirst doch nun andere Ansprüche stellen an Deinen zukünftigen Schwiegersohn."

Franz Jauer riß seine Augen groß auf.

"Also das ist es?" sagte er in einem Ton, aus dem Erstaunen und Mährung klang. "Für so kleinlich hältst Du mich, daß Du

glaubst, ich werde nun gleich wieder überschnappen, weil ich wieder zu Vermögen gelangt bin? Nun ja, Grund habe ich Dir freilich gegeben, so von mir zu denken."

Der Sprechende legte dem errötenden jungen Mann seine beiden Hände auf die Schulter und fuhr fort: "Das wäre schlimm, mein lieber Fritz, wenn ich in der ganzen Zeit, in den Tagen des Unglücks, in der Schule der Armut nichts gelernt hätte. Nein, heute beurteile ich den Menschen nicht mehr nach seinen Titeln, sondern nach seinem Charakter. Dich habe ich als einen ehrlichen und tüchtigen Menschen erkannt, Fritz, und ich wüßte die Zukunft meiner Dora nirgends besser aufgehoben als bei Dir."

"Onkel!" rief der junge Mann, über und über strahlend, "Du willst ein —?"

Franz Jauer nickte mit lächelnder Mährung.

"Deshalb bin ich ja zu Dir gekommen, Fritz! Denkst Du, ich nehme mein Wort zurück, das ich Dir ja schon gegeben habe? Nein! Dich lassen wir nicht los, Dich halten wir fest. Und nun komm, begleite mich! Dora erwartet uns in feieberhafter Ungeduld. Das arme Kind! Lange genug hat sie sich nach ihrem Glück sehnen müssen."

Unten in der Droschke begann Franz Jauer von seinen Zukunftsplänen zu sprechen.

"Weißt Du, was ich vorhabe, Fritz? Ich gründe eine Bau-firma. Hunderttausend Mark schieße ich ein. Die andern fünfzig-tausend, die noch bleiben, lasse ich auf den Namen meiner Frau schreiben, um ihre alten Tage sicher zu stellen. Und dann wollen wir einmal arbeiten nach Herzenslust, Du und ich, denn daß Du's nur weißt, ich eröffne das Baugeschäft nur, wenn Du als mein Teilhaber eintrittst. . . . Franz und Fritz Jauer! Das klingt, wie? . . . Aber Du wirst wohl nicht wollen, Du wirst Deine gute Stellung nicht aufgeben wollen?"

Er sah seinen Neffen ängstlich, erwartungsvoll von der Seite an. Franz Jauer aber fiel mit freudestrahlendem Gesicht ein: "Morgen kündige ich, Onkel, morgen schon. Meine Stellung ist gut — ja! Aber selbständig zu sein, ist doch eine ganz andere Sache. Danach habe ich ja schon immer gestrebt. Das ist ja immer das Ziel meiner heißesten Wünsche gewesen. Wenn Du Dir's nur gut überlegt hast, Onkel! Du weißt doch, daß ich kein nennenswertes Betriebskapital beisteuern kann."

"Deine Kenntnisse, Dein Eifer und Deine Zuverlässigkeit sind ein wertvolles Betriebskapital, lieber Fritz, das meinen hundert-tausend Mark nicht nachsteht. Also abgemacht?"

Die Männer tauschten einen herzlichen Händedruck.

Zuhause war es das erste, daß er Fritz' und Dora's Hände in einander legte und mit feierlicher Mährung, während ihm die hellen Thränen in die Augen schossen, sagte: "So, meine lieben Kinder, haltet Euch fest, habt Euch lieb und steht allezeit treu zu einander in den Tagen des Glücks und in denen des Unglücks!"

Und sich unterbrechend, rief er seiner Gattin zu: "Nun decke den Tisch, Hulda, und vergiß auch die Weingläser nicht, damit wir anstoßen können auf das Wohl des jungen Brautpaares und auf das Gedeihen der neuen Firma!"

Später, als sie alle fröhlich bei Tisch saßen, erhob sich Franz Jauer noch einmal zu einer ernstern Rede, in der er einen Rück-blick auf die Vergangenheit warf und unter anderem sagte: "Wir wollen uns die Tage der Trübsal, die hinter uns liegen, nicht leid werden lassen, meine Lieben, denn die bitteren Lehren, die wir empfangen, haben wertvolle Früchte für uns gezeitigt, sie haben uns bescheiden, barmherzig und arbeitsfroh gemacht. Ja, ich wünschte, jeder Reiche müßte für einige Zeit durch die Schule der Armut gehen, damit er die Sorgen und Leiden der Armen an eigenen Leibe kennen und mit ihnen fühlen und empfinden lernt."

### ✻ Allerlei. ✻

Aus dem Goldlande im hohen Norden kommen von Zeit zu Zeit wieder vereinzelt Nachrichten über größere Funde und Entdeckung neuer Minen. Aus Dawson City wird mitgeteilt, daß eine arme Familie, die vor 1½ Jahren nach Klondyke ausgewandert, das Glück gehabt hat, in einem alten Flußbett einen enormen Gold-"Kessel" zu finden, aus dem sie in der allerprimitivsten Weise jeden Tag für 8 bis 10 000 Mk. Gold herausholte. Die glücklichen Finder, deren Name Günsberg ist, haben jedes Kaufangebot, selbst eines von 2 Millionen, abgelehnt. Aber solches Glück blüht heute nur wenigen. Die allgemeine Lage in Klondyke ist sehr schlimm. Die Indianer am Laufe des Yukon gehen massenhaft zu Grunde, und Goldsucher haben ganze Dörfer ausgestorben gefunden. In Dawson City sind, wie die "Wester-Zeitung" berichtet, die Preise für Lebensmittel noch eben so hoch wie früher, obwohl jetzt fünfmal so viel Dampfer dort anlaufen wie im Vorjahre. Kartoffeln kosten 1 Mk. per Pfund, Zucker eben so viel, Butter 4 Mk., Milch 2 Mk., die kleinere Zinndose, Bier 6 Mk. per Duzend Flaschen. Der Barbier berechnet immer noch 2 Mk. für Rasieren, 4 Mk. für Haarschneiden und eben so viel für ein Bad. Die kanadische Regierung hat endlich Befohlen, die Spiehhöhlen zu schließen, die meist weiter nichts sind als Diebeshöhlen.

Auf einen Schelmen anderthalbe! Ein nächtliches Stücklein erzählen die "Arg. Nachr.": Einige übermütige Becher hatten in einer

Aneide mehrere Stuhlbeine zerbrochen und gingen eine Wette ein, der 1½ Stunden entfernt wohnende Arzt werde zu mitternächtiger Stunde und bei schlechtestem Wetter einem telephonischen Rufe folgen, wenn man ihm sage, es habe einer ein Bein gebrochen. Der Arzt ließ einspannen, kam, sah den Schabernack, legte den Stuhlbeinen einen regelrechten Gipsverband an, besuchte den Patienten mehrere Male und stellte dann eine Rechnung aus, die den übermütigen Burschen die Luft zu derartigen Wetten für immer benehmen dürfte. Der Arzt hat einen Teil des Betrages einem wohlthätigen Zwecke zugewendet.

### ✻ Unsere Bilder. ✻

Pietas. Eine der herrlichsten Schöpfungen ist dieses von Rietschel in Marmor ausgeführte Werk, welches einen bleibenden Platz in der Friedenskirche zu Potsdam, der letzten Ruhestätte des verewigten Kaiser Friedrich III., erhalten hat. Von wunderbarer Reinheit sind die edlen Züge der Gestalten. Den friedlichen und doch heiligvollen Ausdruck des Christusanstlitzes und Marias schmerzlichen Trauerbild wird keiner, der die Marmorgruppe einmal gesehen, wieder vergessen. Jede Linie zeugt von der meisterlichen Arbeit des Künstlers und von der erhabenen Auffassung seines Vorwurfs.

◆ **Gemeinnütziges.** ◆

**Bestecke rasch zu trocknen.** Die sauber gewaschen, abgewaschenen Bestecke steckt man in eine bereitstehende, mit trockenem Sägemehl gefüllte Kiste. Das anhaftende Wasser bringt sofort in das Sägemehl und bedürfen die Bestecke dann nur eines leichten Nachwischens. Da, wo viele Bestecke abzutrocknen sind, ist diese Art des Abwischens sehr empfehlenswert; denn man spart nicht nur an Zeit, sondern auch an Wischtüchern, da die letzteren bekanntlich so naß werden, daß sie öfter durch trockene ersetzt werden müssen. — Das Sägemehl ist auch zum Reinigen von Flaschen, Ballons etc., besonders von solchen, die Fett und Öle enthalten, und deren Reinigung oft viel Mühe verursacht, sehr zu empfehlen, indem man reines Sägemehl mit nicht zu viel Wasser tüchtig schüttelt. Nach mehrmaliger Behandlung mit Sägemehl werden sogar Flaschen, die riechende Flüssigkeit enthalten, zu jedem Gebrauche wieder tauglich.

**Verweichtliche Obstbäume.** Daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Pflanzen durch die Kultur verweicht werden können, hat Professor Sorauer in Proskau an den Obstbäumen nachgewiesen. Er hat an Wildlingen und Edelstämmen des Birnbaumes die Dicke des Holzrumpfs und der Rinde der Zweige gemessen und hat dabei gefunden, daß die Zweige unserer Kulturrasse eine fleischigere Rinde bekommen, während der Holzrumpf, der die Festigkeit des Zweiges bedingt, bei ihnen bedeutend an Dicke abnimmt. Dadurch verlieren die Zweige an Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, namentlich ist die Frostempfindlichkeit der fleischigen, wasserreichen Gewebe sehr beträchtlich. Wenn die Züchter also durch hochgradige Steigerung der Ernährung auch die Produktionsfähigkeit der Obstbäume steigern, größere und zuckerreichere Früchte erhalten, so müssen sie doch wohl bedenken, daß sie damit zugleich den ganzen Organismus des Baumes verzerren und hinsäugeln. Zur Bewahrung einer dauernden Gesundheit unserer Kulturpflanzen ist es nach Sorauers Ansicht erforderlich, die Festigkeit des Astensbaues zu erhalten und nicht durch fortgesetzte Steigerung der Wasser- und Nährstoffzufuhr übermäßig zu erschüttern.

**Ob den jungen Rüdern Griesfand** in größeren Mengen zuträglich ist, gilt noch als Streitfrage. Während einige behaupten, daß dadurch die Bildung von Klumpen in den Kröpfen verhindert und die Verdauungsorgane in gutem Stande erhalten würden, so daß auch ein gelegentliches angeäuertes Futter nicht schade, sprechen andere sich dahin aus, daß durch übermäßige Darreichung von Gries bei den zarten Vögeln anderweitige Beschwerden hervorgerufen würden.

**Haferstrohthee.** Von neuem machen wir unsere Leser auf diesen billigen und recht wirksamen Tee aufmerksam, mit dem man nicht selten bessere Erfolge erzielt, als mit den teureren Medikamenten, welche man aus den Apotheken bezieht. Genannter Tee ist ein ausgezeichnetes Heilmittel gegen Erkältungsküsten, bei Kehlkopf- und Rachenkatarrhen und bewährt sich auch bei Infuenza und Keuchhusten. Dieser Tee wird folgendermaßen hergestellt: Man schneidet das trockene und reine Stroh vom gemeinen Hafer zu Häcksel und kocht diesen in etwas Wasser ab. Es bildet sich ein bräunlicher Tee, dessen Farbe etwas heller ausfällt, als die des schwarzen Kaffees. Setzt man etwas Zucker zu, so wird durch dieses einfache Mittel, wenn man morgens und abends eine Obertasse voll trinkt, oft schon in drei bis vier Tagen Heilung von obengenannten Krankheiten erzielt. Dieser Tee hat außerdem den Vorzug vor anderen Heilmitteln, daß er in jedem Alter wohlthuend wirkt.

◆ **Nachricht.** ◆

**1. Begierbild.**



Wo ist der Wolf?

**2. Ergänzungsrätsel.**

a alk bod ca de dy om er eu her land li lin mal ne no nes o rich ro rei rick rü run sis ter u

Aus obigen 28 Silben sind 14 dreisilbige Worte zu bilden, die alle dieselbe Mittelsilbe haben. Diese Mittelsilbe ist gleichfalls zu suchen. Die gefundenen Worte sind so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Titel eines Gedichtes nennen. Zur Erleichterung der Aufgabe sei die Bedeutung der acht letzten Worte angegeben:

- 1. Stadt in der Rheinprovinz, 2. Landschaft in Ostpreußen, 3. Göttin, 4. Person aus einem Trauerspiel von Shakespeare, 5. Name aus der griechischen Heldensage, 6. Gebirge in Afrika, 7. Raubtier, 8. Feldherr Alexander des Großen.

**3. Rätsel.**

Es ist der frische Quell,  
Der vom Felsen springt;  
Es ist der Trank, der hell  
Dir im Glase blinkt;  
Doch dem Redner, wenn er zu leise  
Sprach, erklingts aus der Hörer Kreise.

**Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.**

- 1. Hüge vergeht, Tugend besteht.
- 2. Publius, Octavia, Concril, Laertes, Montano, Sorenus, Cassius.
- 3. Rammion, Marmor.

◆ **Lustiges.** ◆

**Primanerstolz.**



Gymnastallehrer: „Müller, jetzt halten Sie endlich Ihren ungewaschenen Mund!“

Primaner: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, das ist der Bart.“

**Der kunstsinige Mehger.**

A. (in der Kunstausstellung, vor einem Stillleben): „Dieses Bild ist von mir und dem berühmten Maler Zucci!“

B.: „Wieso?“

A.: „Ich hab' nämlich die Würst' gemacht, und er hat sie abgemalt!“

**Reporterstilblüte.**

Die aufgefundenene Leiche war völlig entkleidet und ihrer Garderobestücke beraubt. In der rechten Hosentasche fand man einen abgetragenen Westknopf.

**Fatal.**

A.: „Wie ich gehört habe, soll ja Ihr Herr Sohn auch dichten?“

B.: „Er soll es nicht, aber er thut's!“

**Aus einem Soldatenbrief.**

Die Wurst, die Ihr mir geschickt habt, hat der Herr Unteroffizier gegessen. Er sagte: Dann würde ich wenigstens nicht Helmwech bekommen.

**Strandbetrachtung.**

Mann, mit Deinen Idealen  
Geht Dir's wie dem Kinde dort:  
Wenn es neue Muschelschalen  
Findet, wirft's die alten fort.

**Stoßsenfer.**

Sie: „Du bist ein netter Ehemann! Um Deinen Hund kümmerst Du Dich viel mehr als um mich! Da, steh' nur, was Du mit Deinem Hundel, dem Flock, angefangen hast, als er starb?“

Er: „Na, was denn? Ich habe ihn ausstopfen lassen.“

Sie: „Ja, bei mir würdest Du das nicht thun, wenn ich sterbe!“

**Unter Freunden.**

„Du, pump' mir 'n Thaler!“  
„Was — ich?“

„Ja — Du!“  
„Du mutest mir wirklich sehr viel zu!“

„Na, Du wirst doch nicht so'n Pump sein, und keinen Thaler mehr besitzen?“

„Bieder Ernst, ganz auf Deiner Seite.“